

Karl Corino (Hg.): *Erinnerungen an Robert Musil*. Wädenswil: Nimbus 2010 (= En Face – Texte von Augenzeugen 2). ISBN: 978-3-907142-53-0. 507 Seiten, € 36,--.

Zum 80. Geburtstag des *Mann ohne Eigenschaften*, dem 130. seines Autors, und knapp an der Grenze zu Fertigstellung der lange angekündigten digitalen Gesamtausgabe seiner Schriften wurde eben ein Dokumentarband zu Robert Musil vorgelegt, der in mehrfacher Hinsicht an einen Abschied erinnert. Der Tübinger Literaturkritiker und Schriftsteller Karl Corino öffnet mit den *Erinnerungen an Robert Musil*, die im Schweizer Nimbus-Verlag erschienen, nun schon zum dritten (und letzten?) Mal sein privates Spezialarchiv, um ein reich bebildertes 500-Seiten-Buch mit Quellentexten vorzulegen, die er in vier Jahrzehnten der Spurensicherung zusammengetragen und archiviert hat (Einleitung, 7). In bewährter positivistischer Perfektion und spürbarer Liebe zum Detail arrangiert der Herausgeber über 100 Texte mehr und weniger bekannter Zeitgenossen und illustriert sie nicht nur mit den passenden Porträtaufnahmen, sondern verpackt sie zusätzlich zwischen Taufschein und Totenmaske, Erstausgabenfotos und Straßensichten. Dem einen mag das Buch als wissenschaftliches Nachschlagewerk gelten, das die frühe Rezeption eines einzelnen literarischen Lebenslaufs nachzeichnet, ein anderer mag es als Geschichte einer Gesellschaft lesen, die in Cafés und Künstlerkreisen eine einzigartige Hochkultur entwickelte – welche Hitler und der 2. Weltkrieg für immer versinken ließ. Und ebenso wird so mancher Leser darin beeindruckende Beispiele dafür finden, dass der nach eigener Einschätzung „unbekannteste Mann“ seiner Zeit schon früh zum Gegenstand nicht nur kritischer, sondern auch schöpferischer Auseinandersetzungen wurde (13).

Die einzelnen Stellungnahmen der Akte Musil entstanden zum überwiegenden Teil erst nach den 1950er Jahren. Darunter verdanken viele ihre Niederschrift den freundlichen Anfragen von Literaturforschern, allen voran des (im Todesjahr des Dichters) 1942 geborenen Musil-Dissertanten Karl Corino. Seine Recherchen erreichten so manchen durch Verfolgung und Exil zerstreuten Zeitgenossen und rangen ihm in freundlicher Beharrlichkeit ein letztes Statement ab. Es handelt sich gleichsam um eine Spätlese auf Zuruf zu einem Zeitpunkt, als Musils Bedeutung bereits erkannt, viele seiner Schriften wieder neu aufgelegt und nur mehr ein Rest von Augenzeugen am Leben war. Das Erzählen und Niederschreiben von Erinnerungen entwickelte sich in nicht wenigen Fällen zu einer persönlichen Rechtfertigung dafür, dass es so schwierig gewesen sei, mit Musil auszukommen, ihn zu verstehen oder dem pekuniär unterversorgten Autor unter die Arme zu greifen. Der „spröde Sonderling“ (Milan Dubrovic, 249) weigerte sich angeblich ja sogar, jemandem die Hand zu geben (Elias Canetti, 283) oder mit seinen ebenfalls schreibenden Zeitgenossen in einem Atemzug genannt zu werden. Einige, wie Heimito von Doderer, Ludwig Marcuse, Elias Canetti, Ernst Schönwiese, Otto Flake, Gina Kaus, Leo Matthias, Carl Zuckmayer, Rudolf Jakob Humm und Hans Mayer schilderten ihre Begegnung mit dem Autor von sich aus in Tagebüchern und autobiografischen Schriften, andere – aus dem Familien- und Freundes- oder Feindeskreis des Dichters – , wie Bruno und Erna Fürst, Johannes von Allesch, Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, Robert Lejeune, Otto Pächt, Klaus Pinkus, Milan Dubrovic, Stella Ehrenfeld oder Carlo Pietzner, äußerten sich in Interviews oder Briefen, die bis vor kurzem im ‚Archiv Corino‘ geschlummert hatten und der Öffentlichkeit nun erstmals präsentiert werden. Zu den Kuriositäten

dieser Privatsammlung gehört ein Bericht der Haushälterin Musils Marianne Adamik – „aufgeschrieben vom Herausgeber“ –, der über „Das tägliche Leben der Musils in der Rasumofskygasse“ in Wien so einiges preisgibt (123-124). Die Wiener Bankiersgattin Stella Ehrenfeld erklärte Corino auf brieflichem Wege, warum ihre Erinnerungen an das Ehepaar Musil „nur bitter und negativ“ seien, und dies vor allem wegen der „sehr dominanten Frau Musil“, der „uncivilisiert[en]“ „Musilmanin“, dem „Teufelsbraten“ (257-259). Auskunft über die Lebensumstände des Dichters erteilt auch Musils Stiefschwiegersohn Otto Rosenthal, der während eines gemeinsamen Urlaubs in Velden am Wörthersee Zeuge seiner Crawl-Übungen geworden war und „ca. 14 Stück Handgepäck“ mit größtenteils Büchern und Manuskripten erwähnt, die der Dichter auf seinem Erholungsaufenthalt mit sich führte (131-135).

Ausgesprochen mitteilbar sind die Erinnerungstexte in Bezug auf Musils äußere Erscheinung. In seiner „aufrechte[n], geradezu militärische[n] Haltung“ und seinem „auffallend elastischen Gang“ (Robert Lejeune, 412) ließ er sogleich den Sportler und Athleten erkennen, in seiner überkorrekten Kleidung wirkte er jedoch etwas altmodisch wie ein Wissenschaftler (Hermann Hakel, 329), Beamter oder Eisenbahningenieur (Walter Schneider, 187). „Es war etwas von einem edlen Panther an ihm, der ruhig saß und mit von weither kommenden, unverwirrbaren Augen schaute“ (Oskar Maurus Fontana, 77). Er dürfte ausgesprochen gern ins Kino gegangen sein und liebte besonders Filme mit Fred Astaire und Ginger Rogers (Nellie Seidl-Kreis, 407), zeigte sich Frauen gegenüber stets galant (Valerie Petter-Zeis, 352), frönte leidenschaftlich dem Zigarettenrauchen, suchte für gewöhnlich nach einem nachmittäglichen Spaziergang unter Bäumen eines der berühmten Wiener Cafés auf, wo er mit dem Rücken zur Wand Platz nahm, trug so gut wie niemals Geld bei sich (Elias Canetti, 286) und sprach mit Sachlichkeit, ja gelöster Heiterkeit zu verschiedenen Anlässen von seinem Entschluss zur Selbsttötung, sollten ihm tatsächlich die notwendigen Mittel ausgehen (Bernard Guillemin, 194). An oberflächlichen Gesprächen beteiligte er sich nicht und verfiel mitunter in abruptes, peinliches Schweigen, konnte sich über eine Packung dünne Bitterschokolade freuen, rezitierte in Gesellschaft wiederholt Stegreif-Verse (Anne von Hornbostel, 49) und zeigte nach einer Lesung im Goethe-Haus weniger Interesse am Leben des Dichturfürsten als an der Herkunft der dort aufgestellten Öfen (Josefine Rumpf, 197). In einem einfachen Lokal konnte er sich, wie Wolfdietrich Rasch beschreibt, durchaus wohlfühlen: „Diese gepflegt triviale Atmosphäre, ohne bekannte oder irgendwie ungewöhnliche Gesichter, entspannte Musil; es sagte ihm zu, in diese Anonymität unterzutauchen, äußerlich sich anpassend, innerlich ganz weit von ihr entfernt.“ (224)

Etwas widersprüchlicher lesen sich die Meinungen zu Musils Geisteshaltung. „Schwebte [er] ganz offensichtlich in den Wolken“, fern der Realität? (Leo Matthias, 279) Interessierte ihn Politik nicht im geringsten und „[verstand] er sehr wenig davon“? (Ignazio Silone, 398) War er ein „wissenschaftsgläubige[r] Dichter“? (Erwin P. Hexner, 275) Hatte er „seine Mißerfolge sich selbst zuzuschreiben [...], weil er mit niemandem ausk[am]“? (Jolande Jacobi, 280) Trifft die Einschätzung von Elias Canetti, des Autors des Romans *Die Blendung*, zu: „Er erlaubte sich nie Interjektionen. Gefühlsworte mied er, alles Verbindliche war ihm suspekt. Wie um sich selbst zog er zwischen allen Dingen Grenzen. Vermischungen und Verbrüderungen, Überflüssen wie Überschwängen mißtraute er. Er war ein Mann festen Aggregats und mied Flüssigkeiten wie Gase. [...] Einen Dichter, der so sehr Physiker war und es auch im Verlauf seines Lebenswerkes blieb, hat es wahrscheinlich [noch] nie gegeben“? (283)

Schon Musils Stimme hinterließ ganz unterschiedliche Eindrücke. „[H]is voice so nice [...], so elegant“, schwärmt die Malerin Klara Wlach, der er unter anderem vorführte, wie man Schuhe putzte (394). Ernst Schönwiese erinnert sich: „Er las – im Gegensatz zu vielen anderen Autoren – ganz ausgezeichnet“ (326), Jean Weber hingegen findet: „Sein Deutsch war ziemlich schlecht, er hatte einen fürchterlich österreichischen Akzent“ (318). Karl Baedeker ist der Ansicht, Musil „las gut“ (334), Milan Dubrovic lässt die Behauptung Karl Ottens, dass der Dichter „mit nasal-österreichischem Offizierston“ gesprochen habe, nicht gelten und findet: „Er sprach leise und undeutlich“ (255). „Seine Sprache war präzise und flüssig, aber mit erstaunlich wechselnden Obertönen der Wärme durchzogen“, erinnert sich Carlo Pietzner (358). „Er sprach ziemlich rasch, aber er überstürzte sich nie“, präzisiert Elias Canetti. „Es war seiner Rede nicht anzumerken, daß ihn mehrere Gedanken zugleich bedrängten: bevor er sie vorbrachte, legte er sie auseinander. Es herrschte eine bestechende Ordnung in allem, was er sagte“ (284). Heimito von Doderer empfand Musils Stimme während einer Rundfunkrede als „merkwürdig gedrosselt, als habe er ‚ein zu enges Kravattl‘ getragen“ (175). Im regen Meinungs Austausch zwischen zeitgenössischen Salon- und Kaffeehausgesellschaften entstand sich auch manch skurriles Gerücht über ihn, deren eines Palko Lukács, der Sohn des bekannten Psychiaters, wiedergibt: „Über Musils Lebensweise und finanzielle Verhältnisse erfuhr ich manches. [...] So bestellte er seine Socken aus England und seine Taschentücher und Unterwäsche aus der Schweiz.“ (167) In diesem und ähnlichen Zusammenhängen muss auf die Anmerkungen des Herausgebers am Ende der Beiträge verwiesen werden.

Durch die Gliederung der Texte entlang größerer Lebensphasen des Dichters lässt sich im Jahr 1930 ein deutlicher Einschnitt in der Vita des Österreichers erkennen – es ist das Jahr des Erscheinens seines Romans *Der Mann ohne Eigenschaften*. In den 1920er Jahren galt Musil innerhalb literarischer und verlegerischer Kreise als „überhelle[r] Mann, der [...] governantenhaft-unausgelüftet schrieb“ – denn: „Darf ein Redakteur seine Leser zwangsweise mit Kultur mästen?“ (Ludwig Marcuse, 148) „Es waren nur wenige, die an seinen Erfolg glaubten“ (Milan Dubrovic, 255). Musils Roman bestand zum damaligen Zeitpunkt noch aus endlosen Notizen und Entwürfen: „Bei Rowohlt [seinem Verleger] kreuzte Musil immer mit seinem großen Arbeitskoffer auf, wühlte darin, holte ein, zwei Blatt heraus und las sie Rowohlt vor, nie mehr; den Eingeweihten war damals schon klar, daß der Roman, Seite um Seite geschrieben, wohl nicht fertig würde.“ (Ernst von Salomon, 163) Vom Zeitpunkt seiner Veröffentlichung an versuchten auch seine bisherigen Skeptiker den ‚Menschen‘ Musil durch sein Hauptwerk zu verstehen und mithilfe seiner Romanfigur Ulrich zu interpretieren. Denn der Autor gab ihnen in all den Gerüchten und Irritationen um seine Person selbst die Formel in die Hand, die ihn zum „Erlöser“ der Kaffeehausliteraten (Doderer, 174) machte: Er „vereinte so viele Widersprüche, daß selbst Zeitgenossen, die ihn nur flüchtig kannten, ihn als ‚Mann ohne Eigenschaften‘ ansprachen und als Modell seiner Hauptfigur Ulrich ansahen.“ (Einleitung, 5)

Mit der Veröffentlichung des Ersten Buches seines Romans formierte sich um den Dichter auch erstmals eine Fangemeinde: ab 1932 kam es in Berlin und Wien zum Zusammenschluss von Musil-Gesellschaften, „deren Aufgabe es sein sollte, für Musils Werk in jeder Weise einzutreten und ihm selbst durch die materielle Sicherung seines Lebens die Fortsetzung seiner Arbeit zu ermöglichen“ (Bruno Fürst, 261). Damit wurden

die Person des Dichters und sein Projekt zur Förderung von „Genauigkeit und Seele“ endlich, wie er es wiederholt verlangt hatte, zu einer ‚öffentlichen Angelegenheit‘, wenn sich auch vorerst keine der staatlichen Stellen dafür interessierte. Inmitten der Korrekturen zum dritten Teilband des Romans zeichnet sich die zweite große Zäsur in Musils Biografie ab. Seine Mäzene und Leser, zu einem hohen Prozentsatz jüdischer Abstammung, flohen – wie er – ins Exil. Sie wurden selbst zu Bittstellern und Verfolgten, während „der größte damals lebende Dichter Österreichs“ (Bruno Fürst, 261), unfähig zum Broterwerb, ohne die monatliche Unterstützung (zuletzt 400 Schilling – derzeit ca. 1200 €) in eine finanzielle Notlage geriet, die bis zu seinem Tod in Genf durch engagierte Spendenaktionen und private Geldflüsse zwar gemildert, nicht jedoch beseitigt werden konnte. „In den drei Jahren vor seinem Tod, die Musil in der Schweiz verbrachte, litt er unter Schwierigkeiten aller Art“, schreibt der Kommunist und Autor Ignazio Silone, „vor allem unter wirtschaftlichen und bürokratischen. Es sind hierüber jedoch übertriebene Darstellungen veröffentlicht worden, die ich wenigstens abschwächen möchte. [...] Es ist ungerecht, immer wieder zu behaupten [...], Musil habe in der Schweiz Hunger gelitten und in unwürdigen Quartieren gehaust.“ (399) Der Dichter, der „weder Jude noch Anhänger einer Partei war“ und dessen „Bedürfnisse – seiner außerordentlichen Sensibilität und der angegriffenen Gesundheit wegen – bei weitem über das hinaus[gingen], was die Hilfskomitees den Flüchtlingen normalerweise zuwenden konnten“, habe jedoch in der Person des Bildhauers Fritz Wotruba, „dessen Großherzigkeit nicht geringer war als das künstlerische Talent“, einen ergebenen Helfer gefunden (ebd.). Wotrubas Würdigung zählt zu den ergreifendsten Beiträgen des Sammelbands; er näherte sich Musil vor allem auf künstlerischem Gebiet, vermochte sich jedoch auf die veränderten Zeitumstände besser einzustellen als sein bewundertes Gegenüber. „Musil hat mit größter Deutlichkeit die Diskrepanz demonstriert, die zwischen der Bewältigung und Ausführung einer genialen Aufgabe und ihren Voraussetzungen besteh[t]. Seinem Werk gegenüber war er von Beginn an im Nachteil; diese Aufgabe verlangte von ihm Jahrzehnte der Ruhe und Sicherheit, einen Zustand, den er nie kennenlernte.“ (430) Wotruba schildert Musils Situation auch dem Züricher Pfarrer Robert Lejeune und rekrutiert mit ihm einen Freund, dessen Beistand und Unterstützung den Dichter bis zum Tod am 15. April 1942 erhalten bleibt. „Selten bin ich einem Menschen begegnet, dessen Bedeutung man derart spürte, noch bevor sie sich irgendwie im Gespräch bekundete“, erinnert sich Lejeune. „Etwas von echter Vornehmheit trat einem in Musil entgegen: Wie sich in früheren Zeiten wahre Noblesse schon auf Grund von Herkunft und Rang zu äußern vermochte, so machte sich hier die Vornehmheit des ‚Geistesfürsten‘ [...] ganz von selbst geltend.“ (411-412)

Nach Hunderten von Seiten Erinnerungs-Lektüre, in denen man zuletzt Zeuge geworden ist, wie der Dichter von seiner Frau und den engsten Freunden beweint und verabschiedet, wie er eingeäschert und seine Asche zuletzt am Ende eines Spazierweges verstreut wird, lässt sich das dicht überzeichnete Bild des Zeitgenossen Robert Musil nur für Augenblicke festhalten, ehe die Stimmen der wechselnden Betrachter vor dem literarischen Text wieder in den Hintergrund treten. Zu den Momentaufnahmen, die sich dem Gedächtnis des Lesers einprägen, gehören künstlerische Auseinandersetzungen mit dem Thema Musil. Dazu zählt die Büste, die Wotruba in einem Dachzimmer des Züricher Hotels Fortuna angefertigt hat (413) und, um nur ein weiteres Beispiel zu nennen, die Beschreibung des Dichters vom Frühjahr 1938, wie sie der junge Maler und Schriftsteller Carlo Pietzner hinterlassen hat: „Er saß arbeitend am Schreibtisch, das graue Haar an der linken

Schläfe zerrauft, das Gesicht gespannt und teilnehmend. So war das Bild; er hatte hellbeigefarbene schmale, altmodische Hosen an, dunkelbraune wildlederne Hausschuhe, einen bräunlich-grauen Pullover über seinem weißen, nachthemdartigen Hemd und darüber eine goldgelbe, kurze Frotté-Badejacke. Er sah also selbst ziemlich romanhaft aus, wie er so dasaß inmitten seiner zahlreichen Papiere, aufgestellten Reproduktionen, den Büchern und Mappen auf dem riesigen Schreibtisch, der, altmodisch wie er selbst, mit einem Teppich bedeckt war. [...] Dann erzählte er mir einiges über seine Arbeit, zog eine Reihe seiner Manuskripte hervor. 'Über meine Arbeit hat ja noch nicht einmal jemand eine Dissertation gemacht', räsionierte er. [...] Das Bild, das sich darbot, war phantastisch. Ich wünschte mir, daß man alle diese Manuskripte und Vorarbeiten, die Studien und zwanzigfachen Entwürfe vergleichen könnte, beim Lesen vor sich haben würde [...]. Hieroglyphenartige Zeichen zogen sich über die Blätter, deren jedes auf einen besonderen Platz in der Gesamtstruktur hinweist; es sind Kompositionszeichen, eine Geheimpartitur größten Ausmaßes. Als ich die Hände über dem Kopf zusammenschlug beim Anblick eines besonders stark überarbeiteten Blattes, sagte er verweisend: ‚Nein, nein, ich bin nicht so einer: Ich bessere nicht aus! Ich stoße um.‘“ (363-364)

Regina Schannig

15. Februar 2011